

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Die Giraffe hat viel Mühe, stehend mit dem Kopfe bis an den Boden zu reichen; dazu muß sie die Vorderbeine auseinander spreizen, das Kreuz zusammen ziehen, die Schultern vorschieben, den Hals mit einer steifen, gezwungenen, gewissermaßen lächerlichen Bewegung verstrecken; und so scheint sie wie verkrüppelt und verrenkt: das Thier kann alsdenn wohl allenfalls einen Baumast vom Boden aufheben, aber in dieser beschwerlichen Stellung saufen zu können, mag nicht wohl möglich seyn. Weil es bestimmt ist von Baumblättern sich zu nähren, hat ihm die Vorsehung nicht allein diesen langen Hals gewährt, sondern auch noch die Mittel gegeben, zwei Schübe über ihrem Genicke die Gegenstände zu erreichen; es braucht nur den Kopf zu erheben und die Zunge auszustrecken.

Die Giraffe genießt die Blätter aller Bäume, doch sind ihr die der Akazia, eines in Afrika einheimischen Baumes, am liebsten; sie erinnern sie vermuthlich an ihre Heimath. Die unsißige wird täglich mit einem Dekaliter Wälschkorn und Gerste durcheinander genährt; diese Portion schiene gering für ein so großes Thier, wenn man ihr nicht dabei zwanzig Liter Milch zu trinken gäbe, worin ihr Tranke allein besteht. Man reicht sie ihr in einem sehr reinlichen Gefäße, das nicht den geringsten übeln Geruch haben darf, sonst würde sie sie nicht saufen. Ja, der Araber der sie bedient, muß sehr reinlich seyn. Vom Wasser will sie nichts wissen. Der Araber erklärt ihre Abneigung davor auf folgende Weise: Die Giraffen trinken nur aus einem offenen See, dessen Wasser weißlicht, süß und etwas lau ist; sie begeben sich von weit her dahin, gehen ins Wasser bis an die Knie um saufen zu können.

Unsre Giraffe ist sehr sanfter Natur, sie hat noch kein Zeichen von Zorn oder Tücke gegeben, bloß hat sie einige Male Eigensinn auch Ungeduld gezeigt (man muß bedenken, daß sie ein Weibchen ist,) dann aber hat sie ihre Führer, obwohl sonst sehr folgbar, mit sich fortgerissen. Sie geht durch die Menge, die sich um sie her drängt, ohne darauf zu merken; man kann ganz nahe zu ihr gehen, nur muß man sie nicht berühren. Sie leckt gerne Gesichte Hände und Kleider ihrer Führer, und selbst Fremden erzeigt sie manchmal diese Gunst.

Das Familienbild,

moralische Erzählung.

Auf einer meiner Fußreisen, die ich in der schönen Jahreszeit zu thun pflege, um mich am Schauspiel der Natur zu ergötzen, kam ich gegen Abend in ein hübsches Dorf im Unter-Bendomois, das von Bäumen und Wiesen umkränzt am Abhange eines Hügelis lag. Ich war der Ruhe sehr bedürftig, und sah mich überall nach einem gastlichen Dach um; da fiel mir mitten im Dorfe ein neues artiges Häuschen ins Auge. Hier beschloß ich um ein Nachtlager zu bitten. Es war im Jahr 1780; eine scheußliche Revolution hatte die Gemüther noch nicht mit Mißtrauen erfüllt, und man konnte einen Fremden ansprechen ohne befürchten zu müssen, er möchte von einer andern politischen Meinung seyn als die seinige.

Ich trat ins gewählte Haus; in einem nett-moablirten Zimmer traf ich eine junge Bäurin, die, ohne gerade hübsch zu seyn, eine offene glückliche Gesichtsbildung hatte; Jugend und Gesundheit blühten auf ihren Wangen, und ein heiteres Lächeln schwebte um die Lippen. Ein junger vier- bis fünf- undzwanzigjähriger Mann saß neben ihr und schauelte auf seinen Knien ein Kind, welches er mit Vaterfreuden anlächelte.

Ich machte der kleinen Familie mein Ansuchen bekannt, und Mann und Frau waren sogleich bereit, mich aufzunehmen. In wenig Augenblicken stand ein ländliches Mahl für mich auf dem Tische, und alles war so nett, daß meine Eklust sich dadurch eben so sehr gereizt fand, als durch die starke Bewegung, die ich mir gemacht hatte. Bald war zwischen mir und dem jungen Landmann, der alle meine Fragen mit Treuherzigkeit beantwortete, das Gespräch in vollem Gang.

Während wir mit einander schwatzten, sah ich im Zimmer umher, und wurde durch das Gemälde eines ärtlichen Mannes mit dem Ludwigskreuze überrascht.

Das Bild dort, sagte ich zu dem jungen Manne, hätte ich hier nicht erwartet.

Auch sollte es eigentlich hier nicht hängen, antwortete er mir.

Wen stellt es denn eigentlich vor?

Einen braven ehrwürdigen Offizier, den Herrn von Morange, der hier in der Nähe ein Schloß besaß. Ach! der gute Herr! —

Das ist alles was von ihm übrig ist. Leider ist der Wohltäter so vieler Unglücklichen todt.

Und wie kommt denn das Bild dieses Herrn in Eure Hände, mein Freund?

Das will ich Ihnen erzählen während Sie essen, lieber Herr.

Ich war kaum zwölf Jahre alt, als mein Vater starb, ein armer Tischler, dem es sehr sauer wurde, mich mit seiner Hände Arbeit zu ernähren. Einige Tage nach seinem Tode gieng ich ins Schloß des Hrn. von Morange, weinte, und bat um ein Almosen. Er erbarnte sich meiner, und gab mich bei einem Meister in die Lehre, wo ich das Handwerk meines Vaters lernen sollte. Alle Sonntage gieng ich zu dem gnädigen Herrn, und immer nahm er mich gütig auf, nie verließ ich ihn mit leeren Händen. — „Julian, sagte er oft zu mir, sey rechtschaffen, sey arbeitjam, und ich werde für dein Fortkommen sorgen.“

Ich folgte dem Rathe des Hrn. von Morange, und gab mir alle Mühe, ein recht tüchtiger Arbeiter zu werden. Als ich sechszehn Jahre alt war, ließ mich der wackere Herr zu sich rufen, drückte mir einen vollen Beutel in die Hand, und sagte: „Julian, ich bin mit dir zufrieden. Ein Jeder lobt deine gute Aufführung. Wandle fort auf dem guten Wege, er führt am sichersten und besten. Hier hast du eine kleine Summe zu deiner Wanderschaft durch Frankreich. Du mußt wandern, um in deinem Handwerke recht geschickt zu werden. Arbe wohl, und lehre als ein redlicher Mensch zurück, wenn du einst glücklich werden willst, denn nur der Redliche kann glücklich seyn.“

Ich nahm das Geld, welches der gute Herr mir schenkte, schnürte meinen Bündel, und trat gleich am andern Morgen meine Wanderschaft an. Vier Jahre gieng ich von Stadt zu Stadt, und arbeitete immer so gut ich konnte, und suchte, ein recht geschickter Tischler zu werden. Als ich zwanzig Jahre alt war, überfiel mich das Heimweh. Ich sehnte mich, meinen Geburtsort wieder zu sehen, und kam eilig zurück, zwar nicht viel reicher als da ich ausgewanderte, aber als ein redlicher Mensch, der sein Handwerk verstand, so daß mir für meinen Unterhalt nicht bange seyn durfte.

Herr von Morange gab mir Arbeit, und empfahl mich in der Nachbarschaft. So lebte ich von einem Tage zum andern recht ordentlich und mit meiner Lage völlig zufrieden. Noch hatte ich nicht erfahren, was Unglück

heißt; aber ach! ganz ohne Kummer konnte ich doch nicht immer bleiben, ohne den soll es ja, wie man sagt, im Leben nicht abgehen. Uebrigens beklage ich mich nicht: was Gott that, war wohl gethan, und mein Kummer hat mir mehr genutzt als geschadet. — Ich verlöre mich in Colette. Das ist meine Frau, die Sie hier sehen. Sie war hübsch wie noch jetzt, aber sie war auch reich. Ihr Vater ist ein wohlhabender Ackermann, der seinen eigenen Hof, Wiesen und Weinberge hat, alles im besten Stande. — Und ich — ich besaß nichts als mein Handwerk, verdiente täglich nur dreißig Sous, und wohnte in einem kleinen Kellerzimmer zur Miete. Ich dachte gar nicht daran, daß ich arm war, denn Colette war mir gut, als wäre ich noch so reich gewesen. Wir sahen einander oft und liebten einander recht herzlich, aber in allen Ehren.

Eines Tages ertappte mich der alte Sebastian, Coletens Vater, als ich seiner Tochter einen Kuß gab. Er nahm mich beim Kragen.

„Was machst du da?“ schrie er.

„Ich kusse Coletten.“

„Was, Bösewicht, du erlaubst dir...“

„Nun freilich, da Colette es mir erlaubt.“

„Und du glaubst, ich werde es zugeben, daß ein armer Schlucker wie du mit meiner Tochter liebelt?“

„Warum denn nicht? Ich liebe nur mit ihr, weil ich sie heirathen will.“

„Du sie heirathen? Ja, für dich hebt man sie auch auf; für dich hab ich sie mir auch angeschafft. Seht doch den Laugenichts, will ein reiches Mädchen heirathen, und hat selbst nicht einen Heller.“

Ich wollte antworten, aber Sebastian, übrigens der beste Mann von der Welt, wollte mich nicht anhören; er hob den Stock gegen mich auf, ich wich aus, und hielt für's Beste, mich davon zu machen.

Als ich in mein Kellerzimmer zurück kam, dachte ich ernsthaft darüber nach, was mir begegnet war, und sah wohl ein, daß ich Unrecht hatte, mich in Coletten zu verlieben; aber das war nun einmal geschehen. Bald konnte ich an nichts anders denken als an meine Liebe; der Gram verdrehte mir ganz den Kopf; ich vernachlässigte meine Arbeit, meine Kunden giengen von mir ab, und ich sah dem tiefsten Elende entgegen.

Ich war zur Verzweiflung gebracht, als mir einfiel, mein Unglück dem Hrn. von Morange zu klagen. Er ist so gut, sagte ich

zu mir selbst, er will mir wohl, hat mir schon so viele Wohlthaten erwiesen; vielleicht erbarmt er sich meiner.

Ich komme aufs Schloß, verlange den gnädigen Herrn zu sprechen, und hörte, daß er gefährlich krank danieder liegt. Traurig kehrte ich in meine Wohnung zurück und betete aus inbrünstigem Herzen zu Gott für die Erhaltung des Weichüßes der Unglücklichen. Den andern Morgen ganz in der Frühe laufe ich wieder nach dem Schosse, um zu hören, wie es mit dem gnädigen Herrn stehe, und erfahre, daß er in der Nacht gestorben war. Tief gebeugt gieng ich nach Hause, und beschwor die Seele des gnädigen Herrn, doch für den armen Julian bei Gott eine Fürbitte einzulegen.

Nach vierzehn Tagen hörte ich, daß seine Erben auf dem Schlosse angekommen wären, und daß alles sein Hausrath öffentlich unter dem Hammer verkauft werden sollte. Die Neugierde führte mich so wie viele Andere nach dem Ausruf. Ich sah alle die Sachen meines Wohlthäters in fremde Hände übergeben, und die Thränen rollten aus meinen Augen, während seine Nichte und sein Neffe dieß Schauspiel mit kalter Unempfindlichkeit ansahen. Und doch hatte er ihnen in seinem Leben viel Liebes und Gutes gethan, und hinterließ ihnen nach seinem Tode ein jährliches Einkommen von zwanzigtausend Franken. Sie verkauften alles aus dem Hause. — Ach! hätte ich eben so gütigen Oheim gehabt, ich hätte Alles behalten, aus Achtung für sein Andenken.

Ich mochte etwa eine halbe Stunde da gewesen fern und wollte eben weagehn, als ich rufen hörte: „Einen Thaler für das Bild da, vier Franken, fünf.“ Ich sah das Bild an. O Himmel! es war das Bild ihres Oheims, ihres Wohlthäters! Das schnürte mir das Herz zusammen; ich meinte wie ein Kind. Du bist arm, sagte ich bei mir selbst; sechs Franken, das ist dein ganzes Vermögen; aber dieß Bild, dieß Bild eines Mannes, der dir geholfen, der dich beschützt hat... Mein, nein, das soll nicht in fremde Hände kommen. — Ich bot sechs Franken, und das Bild wurde mir zugeschlagen.

Freudig nahm ich's derab, und konnte mich nicht enthalten diesen Mund zu küssen, der mir so oft gütig gelächelt hatte, diese Hände, die so oft zu meinem Beistande bereit waren. Ich trage das Bild hinweg, um mein Kellerräumchen damit zu schmücken. Indem ich's

trage fällt es mir auf, daß es so schwer ist. Ich will's aufhängen, aber der Nagel reißt aus und das Bild fällt auf die Erde. Ich hebe es vorsichtig auf; hinten war es etwas zerissen, und eine Rolle streckte aus der Leinwand hervor. Ich nahm die Rolle heraus, öffne sie, und denken Sie sich mein Erstaunen, als ich fünfundzwanzig Doppel-Louis'd'or vor mir liegen sahe. Ich untersuche das Bild genauer, und bemerke, das es hinten mit Leinwand verklebt ist, die ich wegnehme, und hinter welcher ich eine Summe Louis'd'or eben so in Rollen finde, als die ersten.

O Himmel! rief ich aus, und tanzte um meinen Schatz herum — jetzt bin ich mit einem Male reich! Ich werde Coletten heirathen. Wie glücklich bin ich nicht! Der gute Herr von Morange, er begnügte sich nicht damit, bloß zu geben, so lange er lebte, auch nach seinem Tode thut er wohl. Wie ähnlich das Bild ihm ist! Er ist's...

Doch beunruhigte mich der Gedanke: gehört denn das Geld auch wohl dir! Das Bild hat man dir freilich verkauft, würde man es dir aber für sechs Franken überlassen haben, wenn man gewußt hätte, daß es tausend Louis'd'or enthielt? — Nein, nein, dieß Geld gehört nicht mir, ich muß es den Erben des Hrn. von Morange hintragen. Arme Colette! ach, ich werde dich nicht heirathen!

Während diesen traurigen Betrachtungen sah ich ein neitgefaltetes Billethen auf der Erde liegen. Ich hebe es auf, öffne es, und lese Folgendes:

„Ich kenne meine Erben, sie werden das Bild ihres Wohlthäters verkaufen; sie würden mich selbst verkaufen, wenn sie's könnten. Sind sie so undankbar und veräußern dieß Bild, so soll die eingeschlossene Summe dem gehören, der es wird gekauft haben. Möge sie in gute Hände fallen. Charles de Morange.“

Dieß Billeth gab mir das Leben wieder. „Also kann ich doch Alles mit Ehre und Gewissen behalten; ich werde Coletten heirathen.“ — Am andern Tage slog ich, sobald der Morgen graute, zu Sebastian.

„Was willst du hier?“ fragte er mich mit rauher Stimme und zurückschrockender Miene.

„Ich möchte gern mit Euch sprechen.“

„Was habe ich mit dir zu sprechen?“

„Nun, seyd doch nur nicht so stolz auf Euer kleines Gütchen!“

„Was, kleines Gütchen! Ein armer Schlufter, der nicht einen Heller besitzt...“

„Habt Ihr denn in meinen Beutel gesehen?“
„Freilich nicht, denn schon lange siehst du selbst nicht mehr hinein.“

„Und doch will ich Euch Euer Gütchen abkaufen, wenn Ihr mir's überlassen wollt, ich will's Euch so gut bezahlen als ein Andern.“

„Mit Worten, ohne Zweifel?“

„Mit guten Louisd'oren, Vater Sebastian, mit guten Louisd'oren.“

„Lapp! ich halte dich beim Worte, und du sollst es noch dazu recht wohlfeil haben.“

„Wie viel verlangt Ihr dafür?“

„Eine Kleinigkeit, zwölftausend Livres.“

„Lapp! der Handel ist geschlossen!“

„Willst du nicht mit mir zum Notarius kommen?“ fuhr Sebastian fort, und glaubte meiner zu spotten.

„Freilich will ich das, kommt nur.“

Der gute Mann wollte auf meine Unkosten lachen, und wir gingen mit einander ins Dorf zum Notarius.

„Herr Notarius,“ sagt Sebastian, „hier bringe ich einen jungen gnädigen Herrn, der mir meinen Hof abkaufen und baar bezahlen will; seyen Sie doch so gut und seyen Sie den Kaufbrief aus.“

Der Notarius ließ sich das nicht zweimal sagen, und las uns bald den Kaufbrief laut vor, den Sebastian unterschrieb. — Ich unterschreibe gleichfalls zu Sebastians und des Notarius größtem Erstaunen.

„Julian, mit dem Unterschreiben ist's noch nicht gethan,“ sagte der Notarius, jetzt müßt Ihr auch bezahlen.“

„Da steht der Haase im Pfeffer,“ sagte Sebastian und lachte, daß ihm der Bauch schüttelte.

„Freilich ist's ein wenig theuer,“ erwiderte ich.

„Du müßt bezahlen! Du müßt bezahlen!“

„Zwölftausend Livres? Sogleich? — Gebt mir einige Tage Zeit.“

„Nein, nein, nichts von Kredit, baar Geld laßt.“

„Nun, so sey's darum, aber unter der Bedingung, daß der Hr. Notarius auch zugleich ein kleines Kontraktchen aufsezt, wodurch Sebastian sich außeisbig macht, mir Coletten zur Frau zu geben, sobald ich bezahlt habe.“

„Meinetwegen,“ sagte der Alte lachend, „dabei wage ich eben nicht viel.“

Jetzt zog ich meine zwölftausend Livres in schönen blanken Doppel-Louisd'oren aus der Tasche und legte sie stolz auf den Tisch. Was machten die für Augen! Sebastian sowohl als der Notarius standen da, sperrten

das Maul auf, und wußten nicht ob sie wachten oder träumten. Ich erzählte ihnen mein Abenteuer mit dem Bilde, und zeigte ihnen das Billet des Hrn. von Morange, welches mir den Besitz der 24 000 Livres zusicherte.

„Hr. Julian,“ sagte der Notarius, und zog die Mühe ab, „ich bin herzlich erfreut über Ihr Glück. Ich bin ganz zu ihren Diensten und hoffe, daß...“

„Hr. Julian,“ sagte Sebastian, und scharrte mächtig hinten aus, „ich habe Euch stets geschätzt und geehrt, das versichere ich Euch; ich habe es immer gesagt, Ihr wäret ein braver Bursche, und würdet es in der Welt noch zu etwas bringen, und ich hoffe, daß...“

Der Heirathskontrakt wurde sofort unterzeichnet, und einige Tage nachher war Colette meine Frau. Die Nachricht von meinem Abenteuer verbreitete sich schnell in der ganzen Gegend und machte Jedermann Freude, nur nicht den Erben des Hrn. von Morange. Die behaupteten, das Geld gehörte nicht mir, weil sie mir nur das Bild hätten verkaufen wollen. Sie warfen mir einen Prozeß an den Hals, aber das Billet meines Wohlthäters ließ mich den Prozeß nicht verlieren; der Neffe und die Nichte wurden zu den Kosten verurtheilt, und Jeder spottete über ihre Undankbarkeit und über ihren Geiz. — Seit zwei Jahren bin ich nun Coletten's Mann, und mir kommt's vor, als wäre es erst zwei Tage. Meinen Schwiegervater haben wir auf seinem Hofe gelassen, und haben uns dieß Häuschen gebaut, worin wir von meinem Gewerbe, das sich täglich ausbreitet, weil wir rechtschaffene Menschen und billig sind, sehr glücklich mit einander leben.

Das Bild des guten Hrn. von Morange habe ich in diesem Zimmer aufgehängt, und hier soll es hängen, so lange wir leben. Unsre Kinder werden wir lehren den Stifter unsers kleinen Vermögens lieben und ehren. Sehen Sie nur, gnädiger Herr, welche Güte aus seinen Mienen strahlt, wie er uns ansieht! Sollte man nicht glauben, er lächelte vor Freuden über unser Glück, oder über die Lobsprüche, welche meine Dankbarkeit ihm beilegt?

So weit die Erzählung des redlichen Julian. Diese Begebenheit zog mich an; ich wünsche, daß sie Allen gefallen möge, die sie lesen und — daß sie die Erben lehre, die Familienbilder erst sorgfältig zu untersuchen, ehe sie dieselben im Aufruhr los schlagen.

Der pommerische Bauer.

Folgende Anekdote wird man vergebens unter der zahllosen Menge jener suchen, die unter der Regierung des großen Friedrichs sich zuggetragen haben sollen. Ich glaubte sie würdig, meinen Lesern mitgetheilt zu werden.

Der Haupterwerbzweig der Landleute in den meisten Gegenden Hinterpommerns ist der Verkauf der geräucherten Schweine und Gänse, welche in großen Quantitäten nach der Hauptstadt oder nach den nächsten Seestädten versandt werden. Die pommerischen Speckgänse und Speckseiten sind in ganz Preußen berühmt. Noch in den letzten Lebensjahren des großen Königs erlaubten sich die Edelleute in Hinterpommern, als Nachklang bestandener und nach und nach abgeschaffter Leibeigenschaft, ihre Bauern körperlich züchtigen zu lassen. Freilich hätte ein solches Verfahren nicht zur Kenntniß der Regierung gelangen dürfen; allein wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter; die Bauern, an ähnliche Behandlung noch gewöhnt, schwiegen, bis endlich diese barbarische Gewohnheit durch bestimmte Gesetze abgeschafft wurde.

In einem Dorfe der Gegend von Treptow an der Rega, stieß der Hof eines Bauern mit dem Garten des Edelmanns unmittelbar zusammen; der nachlässige Gärtner ließ die Gartenthüre offen stehen, und so geschah es denn, daß ein Hauptschwein des Bauern den Garten besuchte, und unter den Gewächsen und Töpfen eine gewaltige Zerstörung anrichtete. Der aufgebrachte Gutsherr ließ sogleich den Bauern holen, und ohngeachtet der arme Teufel bat, der Gärtner möchte doch seine Gartenthüre verschließen, eine Sau sey ja ein unvernünftiges Thier, er könne sie nicht am Stricke herumführen, so wurden ihm doch ohne weiters fünfzig Prügel aufgezählt. Kommt deine Bestie, rief der zürnende Edelmann ihm nach, noch einmal in meinen Garten, so schleße ich sie todt, und schenke sie meinen Leuten. Mit diesem Bescheide wurde der Bauer entlassen.

Allein die Gartenthüre wurde nach wie vor selten zugemacht, und so geschah es denn, daß das Schwein des Bauern abermals hineinpasirte, um sich im Miniren zu versuchen. Der Edelmann stand gerade am Fenster, rasch riß er eine Platte von der Wand, gab Feuer, das Schwein kürzte zusammen, und wurde durch einen Nachspruch vom Fenster herab sogleich dem versammelten Hofgesinde geschenkt.

Der Schlag traf den armen Bauer härter als vorhin die fünfzig Schläge auf den Rücken. Ein großer Theil seines dießjährigen Einkommens war auf dieses Schwein berechnet, ihm war himmelschreiendes Unrecht geschehen, davon war er überzeugt; aber einen Prozeß anzufangen, den Junker bei der Regierung zu verklagen, dazu, mußte er, gehört Geld und Zeit. Geld hatte er aber nicht, und die Zeit kam herbei, wo er von dem verkauften Schwein seine Abgaben bezahlen sollte; er wußte ferner aus Erzählung, daß sich Leute in verzweifelten Fällen an den König selbst gewandt hatten, daß aber dieß schriftlich geschehen müsse, wußte er auch; allein schreiben konnte der arme Teufel nicht, was war zu thun, er kaufte sich einen Bogen Papier, und gieng damit zum Pfarrer seines Dorfes.

Bauer. Guten Morgen, Herr Pfarrer! er wird schon meine Geschichte wissen, wegen meiner Prügel und der Sau; da ist Papier, er hat ja studirt, mach er mir ein Plit (er wollte vermuthlich sagen Supplitt).

Pfarrer. Mein Freund, ich bin kein Jurist, sondern Theolog; ich kann so etwas nicht machen; und was wollt ihr denn eigentlich mit dem Ding anfangen?

Bauer. Ich gehe damit zum König, der muß mir helfen; und wenn er mir keine Plit machen kann, so geb er mir nur Dinte und Feder, ich mach es mir selber.

Pfarrer. Aber ihr könnt ja nicht schreiben, so viel ich weiß.

Bauer. Das thut nichts, geb er nur her, der König wird schon wissen was ich meine.

Der Pfarrer holte nun Dinte und Feder, der Bauer setzte sich hin, und malte auf sein Papier zwei Vierecke, das ist der Hof und das ist der Garten, sagte er zeichnend; ein rundes Loch, das ist die Thüre, die der Schlingel hätte zumachen sollen; jetzt malte er eine Figur am Boden liegend, das ist mein Schwein, belehrte er den Pfarrer, und der hier, indem er eine Figur mit einer Platte hintretete, aus der Rauch herausgieng, der hier ist der Edelmann. Sieht er, Herr Pfarrer, das ist eine Plit, wenn er einmal eine machen soll. Schönen Dank, mein Freund, versetzte der belehrte Pfarrer, ich will es mir merken. Der Bauer aber trollte von dannen und nach Hause.

Hier brachte er seinen Sonntagsgroß hervor, und zog solchen sogleich an. Ein Kober mit einem großen Brode, und einer Büchse mit gesalzener Butter wurde umgehangen, ein

nächtiger Hagedornstock vollendete die Reise-
Equipage des ehrlichen Pommeru, der jetzt so
ausgerüstet, mit wenigen Groschen in der
Tasche, aber mit großem Vertrauen im Her-
zen auf die Gnade seines Königs die Reise
von einigen dreißig Meilen nach Potsdam an-
trat.

Dort angelangt, war sein erstes, einen
vorübergehenden Bürger in seiner treuherzigen
pommerschen Landessprache zu fragen, wo
denn der König wohnte?

Da es zu jener Zeit eben nichts besonderes
war, daß Leute aus allen Ständen den Kö-
nig persönlich antraten, und Bittschriften
überreichten, so fand auch der Potsdamer
Bürger die Frage des Bauern ganz in der
Ordnung. Freundlich führte er den ehrlichen
Pommer einige Straßen hindurch nach dem
neuen Palais. Hier, Landsmann, sagte er,
indem er nach dem Schlosse zeigte, hier wohnt
der König; geh nur die breite Treppe hin-
auf, man wird dich schon zurecht weisen.

Der Bauer dankte schön, und stieg denn
auch ohne weiteres die breite Treppe hinauf.
Am Corridor, der nach den Zimmern des
Königs führte, stand ein Grenadier als Schild-
wache; der Bauer wollte vorüber, die Schild-
wache hielt ihn aber zurück. „Was sucht er,
mein Freund? hier darf man nicht so gerade
zulaufen.“ — „Ei was, versetzte der Bauer,
ich will zum König.“ — „I was hat er beim
König zu thun? mach' fort da.“ — „Was
ich beim König zu thun habe, das geht ihn
nichts an, gab der Bauer fast grob wer-
dend zur Antwort, das hab ich meiner Alten
nicht einmal gesagt, und werd es ihm doch
nicht auf die Nase binden.“ — „Flegel!“ rief
der Grenadier jetzt, den Bauern fortdrängend,
der seinerseits auch ziemlich laut wurde. In
dem Augenblicke trat der König mit dem
Gouverneur von Potsdam und noch mehr-
ren Offizieren aus dem Vorzimmer um zur
Parade zu gehen, die Schildwache präsentirte.
„Was gibt's hier,“ fragte der König, und der
Bauer, den Hut auf dem Stocke drehend,
versetzte schnell: „I der Soldat da will mich
nicht hinein lassen, und ich muß doch mit
meinem König reden.“ — „Ist das so drin-
gend?“ fragte der Monarch weiter. „Das
glaub ich, war des Bauern Antwort, es ist
wegen meiner Sau, die mir der Junker todt-
geschossen hat, und wegen der fünfzig Pri-
egel, die er mir hat geben lassen.“ Der König
nahm lächelnd eine Priese, und sagte: „Weißt

du was, Freund, komm herein, ich will dich
zum König führen;“ hiemit machte er den
Offizieren das Entlassungszeichen, und gieng
mit dem Bauer in sein Zimmer zurück. „So,
sagte nun eintretend der gütige Monarch, jetzt
Freund, sage mir dein Anliegen; denn wisse,
ich bin der König selbst.“ — „Ich habe mir das
gleich gedacht, versetzte der Bauer, daß Er
der König ist, denn der Soldat hat gleich das
Maul gehalten, als Er heraus kam.“ Bei die-
sen Worten nahm er seinen Kober herunter,
öffnete solchen, und indem er dem König die
bewußte Zeichnung überreichte, fuhr er fort:
„Ich hab es ein wenig auf's Papier gebracht,
Er wird's schon wissen was die Geschichte ist.“
Der König öffnete den Bogen, betrachtete die
Figuren lange, endlich sagte er: „Freund,
ich muß dir gestehen, daß ich nicht daraus
klug werden kann, sag mir also mit kurzen
Worten, was das bedeutet.“ — „Na, so seh Er
einmal,“ demonstirte der Bauer, sich dicht
hinter den König stellend, indem er seine uns-
schon bekannte Geschichte erzählte, und zu
besserer Verkömlichung auf seine Zeichnung
wies. — „Schon gut, schon gut, versetzte der
König lachend, indem er das Papier einsteckte,
ich merke wohl, dir ist Unrecht geschehen,
dir soll geholfen werden; allein ich habe jetzt
Geschäfte, geh daher ein wenig durch die
Stadt spazieren, betrachte die Merkwürdigkei-
ten, und komme um 2 Uhr wieder, dann
sollst du Bescheid haben.“

Der Monarch gieng, hinter ihm drein der
Bauer, der unten an der Treppe einen Katakun
fragte, wo der Markt sey. Dieser, vielleicht
durch die Nähe des Königs aufmerksam ge-
worden, wies ihn höflich zurecht, und nun
war der Bauer in seinem Elemente; denn hier
konnte er als Mann vom Meier mitreden.
Er fragte sogleich nach den Getraide- und
Holzpreisen, kaufte sich sodann einen Hering,
welchen er, auf der Marktschranke sitzend und
vergügt mit den Beinen trommelnd, ver-
zehrete. Mit Andacht hörte er das Glockenspiel
der nahen Kirche, und stellte allerhand Be-
trachtungen zwischen seinem Dorfe und dem
prächtigen Potsdam an.

Endlich schlug die Glocke zwei, und rasch
machte sich der Bauer auf den Weg zum
König. Den Schildwachen, so wie den Be-
dienten im Vorzimmer, war befohlen wor-
den, den pommerschen Bauer unangemeldet
eintreten zu lassen.

Der König saß bereits mit vielen Ministern

and Generalen an der Tafel, als der Bauer eintrat. — „Guten Tag! Prost, schmeckt's?“ war sein freundlicher Gruß. Der Monarch zeigte mit der Hand nach einem Seitentischchen, wo der Bauer auch sogleich Platz nahm, nachdem er zuvor seinen Kober abgenommen, und unter den Tisch gelegt hatte. Durch den Geruch der Speisen wurde seine Aufmerksamkeit erregt, er öffnete also seinen Kober, nahm seinen Laibbrod heraus, und nachdem er mit seinem Taschmesser ein gewaltiges Stück heruntergerissen und mit Butter bestrichen hatte, fing er mit solchem Appetit an zu essen, daß man es im Vorzimmer hören konnte. Der genossene Hering und jetzt die gefaltene Butter verursachte ihm Durst, und da er sah, wie die Pagen den König und die Gesellschaft mit Getränk bedienten, so näherte er sich dem König, klopfte ihm auf die Schulter, indem er lachend sagte: „Laß Er mir doch auch von die Jungens was zu trinken geben, ich habe höllischen Durst.“ Der König, mit dem Lachreiz kämpfend, winkte einem Pagen, der dem Bauern sofort einen Becher mit Wein reichte. Der Pommer hatte nie Wein gesehen, geschweige getrunken. „Blitz, rief er aus, das ist ein köstliches Bier, wenn ich einen Krug bei mir hätte, ich brächte meiner Alten was davon mit;“ somit leerte er den Becher und gab ihn zurück, indem er sich wieder auf seinen Platz begab und seine Mahlzeit fortsetzte. Inzwischen zog der König das Papier des Bauern aus der Tasche, gab es dem Minister von Herzberg, um seine Meinung darüber zu vernehmen. Dieser betrachtete kopfschüttelnd die Charaktere und gab es dem nächsten zur Einsicht. Auch dieser wußte den geheimen Sinn nicht zu deuten; das Blatt gieng weiter um die Tafel herum bis wieder zum König. „Nun? frug dieser, was halten Sie von der Sache?“ Herzberg nahm das Wort: „Ew. Majestät, dergleichen Hieroglyphen zu deuten, muß man gelehrter seyn als ich.“ — „Nun, so will ich es euch denn sagen,“ fuhr der Monarch fort, und hiemit erzählte er den Vorgang, und erklärte die Zeichnung wie es ihm der Bauer erzählt hatte. Pöplich erhob sich dieser, indem er Brod und Messer weglegte, und rief laut: „Ja, wenn ich es ihm nicht erklärt hätte, er hätte es so wenig gewußt als seine Leute.“ Jetzt aber konnte der König nicht mehr an sich halten; der Lachreiz siegte, er gab gleichsam das Signal zum allgemeinen Gelächter, nur der Bauer setzte

sich ganz ernsthafte wieder nieder, und glaubte, sich sehr gut benommen zu haben.

Endlich wurde die Gesellschaft entlassen, der König war allein mit seinem Gaste. Höchst aufgeräumt sagte er zu dem Bauern, indem er ein Papier aus der Tasche zog: „Komm her, ehrlicher Pommer! da dieß Papier gib deinem Junker; es steht darin: er soll dir für jeden Schlag einen Thaler bezahlen; dein Schwein sollst du nach deinem Gewissen taxiren, und den Werth desselben muß er dir ebenfalls vergüten, so wie er dir noch über dieß für Versäumniß und Reisekosten zwanzig Thaler bezahlen muß. Nun geh und reise glücklich.“ „Na! rief der gerührte Bauer, Gott wirts ihm tausendmal vergelten; aber Blitz! da hätte ich bald was vergessen, fuhr er fort, indem er den kleinen ledernen Beutel zog, mein Bier muß ich noch bezahlen; wo ist denn der —“ hier sah er sich nach dem Pagen um. — „Es kostet nichts, sagte der gütige Monarch, geh nur, du hast einen weiten Weg und deine Frau wird dich erwarten.“ — „Na, so leb er wohl!“ Er reichte dem König die harte Hand, der sie ihm freundlich drückte und nochmals glückliche Reise wünschte.

Von den Blutsaugern.

Unmaßgebliche Gedanken des hinkenden Boten.

Alles ist wandelbar auf dieser Welt, und der Mode unterworfen, selbst im Gebiete der ernstlichen Kunst, die Esculapius gegründet, und dessen Grenzen Hippocrates gesteckt zu haben glaubte. Wie vielerlei Heilmethoden haben sich nicht einander bestritten, verfolgt, verdrängt, deren jede das nec plus ultra zu seyn vorgab? Gegenwärtig führen die Blutsauger den Scepter der Medizin, und lassen sich im Triumph in eigenen vierpännigen Wagen mit Extrapost aus dem fernen Böhmenland nach Paris kutschiren, weil dort, wie es scheint, Niemand mehr leben, Niemand mehr sterben kann, wenn ihm nicht einige Duzend dieser niedlichen Thiere das Blut abgezapft haben. Unsere alten Doktoren mit den großen Perücken machten zwar auch Gebrauch von den Blutsaugern, aber doch nur selten, bei gewissen Fällen, wo ihnen Lokal-Blutausleitungen nöthig schienen; dagegen gieng auf dem Heerde der lateinischen Kirche das Feuer nie aus, und es gab eine so schöne Mannigfaltigkeit von Kanonen, Salben, Dekokten,